



Feierabend

Nr. 22.

Unterhaltungsbeilage.

1925.

(22)

Die verherzte Stadt.

Eine bittersüße Spitzbuben-Geschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

Und er las, eine ganze Handvoll Blätter unbenutzt, weiter:

Paris, 22. Mai. Ich habe ein Glas Schnaps vor mir und spüle zugleich mit dem Gift den Rest meines Gewissens hinunter. Meine Puppen, mein Grad sind verfault. Die letzten drei Nächte habe ich auf einer Promenadenbank geschlafen, Entseßliches Lager. — da schlief ich auf der Gefängnispritsche noch weicher. Nun lasse ich dem Schicksal noch zwei Tage Zeit, sich eines Besseren zu beginnen, dann springe ich in die Seine.

Ich bettete bei meinen Kollegen herum, um nicht zu verhungern.

Mein Daz gegen die Menschen wächst zum Wahnsinn. So lange ich diesem zweibeinigen Pöbel den Hanswursten machte, zahlte man mir Phanatistepreise — nun, da ich im Elend sitze, fragt kein Mensch nach mir. Aber doch wenigstens ein Hund. Er ist mir zugelaufen, als ich mich auf einer Bank schloß. Ich legte, schmiegte sich an mich, leckte mir die Hand und ist nicht zu vertreiben.

„Du, Hund, ich bin vorbestraft! Fünf Jahre Gefängnis!“ sagte ich zu ihm, aber Hunde scheinen weniger vorurteilsvoll zu sein als Menschen.

Es ist ein kleiner Foxterrier, muß noch ein ganz junges Tier sein. Ich habe ihn „Hox“ genannt (obwohl es eine Hündin ist), nach dem homerischen Helden, der die Leiche des Achilles rettete. Auch ich bin eine Leiche. — ach, Hox, wenn du mich retten könntest!

Was für ein Gelächter würden wohl die verächtlichen Gestalten, die in dieser Kneipe um mich herumstehen und vergebens zu erspähen suchen, was ich da trieb, anstimmen, wenn sie wüßten, daß in meinem Kopfe uralte Zagengefahren spulen? Deshalb habe ich eine gute Schule besuchen müssen, studieren müssen, wenn es mir doch bestimmt war, im Schmutz zu verkommen?

Schnaps her, damit ich keinen Todesanfall bekomme!

Aber ich tue euch Unrecht, ihr traurigen Enterbten der Großstadt, die ihr hier herumlungert! Ich habe unter euch noch keinen solchen Puppen gefunden, wie unter den Frackmenschen. Vielleicht nur deshalb,

weil ich euch noch nicht so gründlich kenne. Aber selbst wenn ihr tausendfach besser wäret als jene, ich könnte nicht mit euch leben, ich kann den Geruch der Armut nicht ertragen, lieber will ich sterben!

Mein armer Hox, winsle nicht, gleich gehen wir durch die Straßen, einen Knochen für dich suchen. Halte dich eng bei mir, mein Hund: es gibt in diesem Viertel gar viele Menschen, die nach einem Hundebrot lüftern sind.

Paris, 28. Mai. Ich bin gerettet. Um den Preis meines bißchen Selbstachtung, aber ich bin gerettet.

O Adele, du treue Seele, lasse dir deine Diebsfinger küssen!

Ich wohne in einem behaglichen Mietzimmer, ich habe einen fetten Magen und eine gefüllte Brieftasche.

Als ich gestern abend durch die Rue Laffitte streunte, rief mich plötzlich aus einem Wagen eine Stimme an: „Stephenson!“

Ich drehte mich um, lief auf das Gefährt zu und fühlte mich im Nu in den Wagen gezogen.

„Stephenson, um Gottes willen, wie siehst du aus?“

„Genau so, wie es meiner Lage entspricht. Lasse den Kutscher halten, Adele, und mich aussteigen. — Es ist keine Ehre, Adele, mit mir gesehen zu werden!“

„Keine Ehre, mit dem fabelhaftesten Bauchredner der fünf Erdteile zu fahren?“

„Das war ich einmal. Jetzt bin ich nur noch ein erwerbsloser Vagabund, der einmal fünf Jahre im Gefängnis gefessen hat!“

„Du mußt dir nicht so viel darauf einbilden! Da habe ich schon bedeutend länger gefessen!“

„Du, Adele?“ rief ich entsetzt.

„Ja wohl, ich. Und wenn ich alle die die Strafen absitzen müßte, die ich seit meiner letzten Entlassung verdient habe, müßte ich älter werden, als Methusalem. Aber ich lasse mich nicht mehr erwischen.“

„Du bist nicht mehr bei der Bühne?“

„Daß ich nährisch wäre! Ich bin Impresario.“

„Von wem?“

„Von einer Hochstaplergesellschaft.“

„Adele, laß mich aussteigen! Ich flehe dich an: lasse mich fort!“

„Und wieder Hungertuch lauen? Nein, mein Lieber! Wenn du nicht selbst weißt, was für dich gut ist, dann müssen es dir andere sagen. Du bleibst bei mir! Leute wie dich, können wir brauchen.“

„Du verkennt mich, Adele, ich bin ein Mann, der Gewissensbisse hat —“

„Die werden wir dir abgewöhnen!“

„Ich werde beim ersten Gaunerstreich erwischt werden!“

„Beim dritten und vierten nicht mehr. Das lasse meine Sorge sein. Du kommst bei mir in die beste Schule.“

„Ich werde —“

„Du wirst zunächst mit mir nach Hause fahren, ich wohne im Grand-Hotel, und du wirst wieder Mensch werden. — Was ist das übrigens für ein Hund, der neben dem Wagen herläuft? Gehört er dir?“

„Ja.“

„Kutscher, halten Sie und nehmen Sie den Hund auf den Bod!“

Dieses Gespräch wird in englischer Sprache geführt, denn Adele versteht nur wenig Deutsch. Sie ist in Italien geboren, hat aber lange in Amerika gelebt.

„Sie ist es!“ fuhr Eduard Bohntraut auf. „Kein Zweifel mehr möglich. Alles stimmt: der Name Adele — Artistin — Italienerin — es ist Adele Cantelli! Na warte, du schlaukeitsiger Satan, du wirst bald dein letztes Tararabundich gefangen haben! — Wenn nur Meier endlich käme! Ich kann mich kaum noch wachhalten! Nicht mal das Rauchen hilft!“

Er begann, das Tagebuch von rückwärts nach vorne zu blättern, zerstreut und schlaftrig. Flüchtig las er:

Gotha. Zwei Monate Gefängnis. Unter dem Namen Westerborg.

Rom. Unterhalb Jahre und ausgewiesen. Schweinerei, die italienischen Gefängnisse! Da war's ja in Marseille noch besser.

— Und dazwischen immer wieder die Lobhymnen auf Adele.

Adele macht ihre Sache unübertrefflich. Adele ist ein Genie. . . Adele sagt: wenn sie einmal erwischt wird, muß ich die Führerschaft übernehmen. Sie findet es köstlich, mit welcher Unberührtheit ich die Polizei überall an der Nase herumführe. Aber das ist mein Brivaissport. Die Polizei ist mit schuldig, daß ich damals unverdient wegen Depotunterschlagung ins Gefängnis kam, — ich räche mich, indem ich sie zum besten habe, wo ich kann. Von zehn furchtsamen Gaunern werden neun abgefahrt, von zehn frechen viel leicht zwei. Also heißt die Parole: frech sein! . . . Da man die kleinen Gauner hängt und die großen laufen läßt — wenigstens behauptet das der Volksmund —, ist es ratsamer, ein großer Gauner zu sein! — Adele meint, in Bredendorf sei etwas zu machen. . .

Der Name Bredendorf gab Bohnkrauts erschafften Lebensgeistern für eine kurze Weile neue Spannung.

Bredendorf, 13. Juli. Ich wohne hier unter dem Namen Walter von Wartenberg, Schriftsteller. Adele will mit den anderen nachkommen. Ich glaube, sie hat einen Plan. Bredendorf ist der langweiligste Kurort, den ich kenne. Der Bürgermeister ist ein Esel. Nun, das soll auch schon anderswo der Fall gewesen sein. Ich werde einmal ein bißchen das Villenviertel inspizieren.

Bredendorf, 20. Juli. Ich habe eine Wirtshausbekanntschaft gemacht, Friedr. Ch. Quidborn, Hausmeister der Villa Sonnen-

strahl. Die Villa ist nur von einem alten Sonderling, einem gewissen Bohnkraut, und der Hausmeisterfamilie bewohnt. Quidborn ist eine alte Klatzschbabe. Plaudert mir haar klein die ganzen Familienverhältnisse seines Herrn aus. Es ist da nur ein verkommener Sohn, namens Eduard, der irgendwo in Amerika haust. Da müßte doch ein Ding zu drehen sein? Ich will Adels Meinung hören.

— — — Vor Bohnkrauts Augen begannen die Buchstaben zu schwimmen. Nur mühsam las er weiter:

Bredendorf, 4. August. Adele sagt, man muß warten können. Nächstes Jahr sei auch ein Jahr. Sie hat sicher etwas Großes vor, aber sie sagt nicht, was. Ich soll unter dem Namen Rechtsanwalt Meier III ein Techtelmechtel mit einem Dienstmädchen anspinnen, deren Adresse ich für meine Korrespondenz benutzen könnte. Möglichst ein Mädchen bei einer Juristenfamilie, damit es der Post nicht so auffällt. „Die wird dann schon täglich den Briefträger abfangen und deine Briefe beiseite schaffen“, meinte Adele. „Ein verliebtes Weib ist zu jeder Dummheit bereit.“

Bredendorf, 19. August. Meine Wahl fiel auf Auguste Weber, Köchin bei Amtsrichter Bergmann, Kolonnade 34. II. Schön ist sie nicht, — der Gerechtigkeit muß viel leiden.

— — — Im Halbschlaf drehte Eduard einige Blätter um:

Bredendorf, 2. Juli. Alles nach dem gegangenen. Adele ist der Napoleon des brecherabums. Es ist da ein Bild, das ich mir als persönliche Beute ausgebe. Adele wollte es anfangs nicht zugeben, mir kann sie nichts abschlagen. Ich nicht, was ich an dem Bild für einen ren gestessen habe. Aber wenn ich das Frauenporträt ansehe, so ist mir, als mir alle meine Sünden vergeben. Ich glaube, vor diesem Bild könnte ich Beien wieder lernen. Nervenschwäche mir? . . . Ich will dieses Bild als Teil man bei mir behalten, bis ich Gelegenheit finde, es dem Sohn persönlich . . .

Nachdem Assessor Funke dreimal geblich geläutet hatte, befahl er: „Schlagen Sie die Türe ein!“

Die fünf Beamten, die Funke mitbracht hatte, verteilten sich auftragsgemäß. Zwei blieben an der Türschwelle stehen, anderen folgten ihrem Vorgesetzten von mer zu Zimmer.

Die Küche war leer.

Auch das Schlafzimmer.

Aber im Wohnzimmer fanden Sie ar. Bohnkraut, laut schnarchend auf Boden vor dem Schreibtisch. Er war Schlaf oom Stuhl gerutscht.

„Wachen Sie auf!“ schrie Funke rüttelte ihn heftig an der Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gelbe.

Du lebst dahin in Angst und Beben
Und trägst geduldig deine Not,
Du führst ein wahres Hundeleben,
Doch Deinem „Herrn“ bist du devot!

Dir währt die Arbeit nie zu lange,
Dich grämet nicht der stärkste Druck,
Dir machen Streife niemals bange,
Du bist und bleibst ein Mameluk!

Doch wenn die andern dir errungen
Im harten Kampf den besseren Lohn,
Dann ist es auch für dich gelungen,
Fürwahr, es ist ein bitt'rer Hohn!

Du bist ein trauriger Geselle,
In deinen Adern rollt kein Blut,
Du bist beim Kämpfen nie zur Stelle,
Denn dazu fehlt dir der Mut!

Doch halt! Daß ich nicht unrecht tue,
Man sieht auch dich manchmal in Zorn,
Gar leicht kommst du aus deiner Ruhe,
Wenn du den „Sog“ nimmst aufs Korn!

Dann ist die Lammesgeduld geschwunden,
Die im Betrieb dir eigen ist,
Dann haßt das Maul du schnell gefunden,
Das zeigt, wes Geistes Kind du bist!

Du hältst aus einer eig'nen Rasse,
Dumm und gemein — wohl aus Prinzip,
Bist ein Verräter deiner Klasse,
Wirft an dem eig'nen Ich zum Dieb.

Winkler.

Aus der Kinderhöhle.

Von Karl Quosig.

Wenn ich an Höfe denke, sehe ich vor mir immer ein tiefes Loch, nicht eins, das in die Erde hinein gegraben, sondern eins, das von der Erde aus nach oben gebaut worden ist.

Da ist der Boden des Loches, mit holprigen, spitzantigen Steinen bedeckt und die Wände,

vier hohe, graue Häuser, die nach sind und jeder Farbe entblößt.

Und wenn man hoch steht, erscheint vor den Augen ein kleiner blauer Fleck, der Himmel, oder ein trübes Etwas, eine Wolke. Das sind so die Höfe, die ich kenne. Ganz einfach in ihrer Art. Wenn man auf dem Hof steht und aufwärts sieht, dann ist es einem ungefähr so, wie es einem Bergmann ist, der in den Schacht fährt und noch einmal zurückblickt nach der Oberwelt. Licht kennt so ein Hof nicht, nur Schatten.

In heißen Sommertagen ist es wohl kühl, aber die Luft auch so stickig und dumpf, weil sich aller Staub da unten sammelt. In kühlen Herbsttagen sucht man aber vergebens einen kleinen Flecken, wo es warm ist. Die Sonnenstrahlen zerbrechen an den vier steilen Wänden, wie dünnes Rohr bricht.

Und so still wäre es auf den Höfen, so still wie in einem tiefen Grab, wenn nicht die Kinder mit ihrer schwachen unreinen Stimme lärmten würden, und wenn sie nicht mit ihren klappernden Pantoffeln über die spitzen Steine stolpern.

Die Gesichter der Kinder sind fahl, so fahl wie die Wände, so fahl wie die Gesichter der Bergleute, die Tag für Tag im tiefen Schacht sitzen. In allen Eden liegt der Schmutz. Die Aschengrube kann gar nicht allen Unrat fassen und wenn es regnet, ist der Hof ein dreckiger Tümpel, in dem der Schmutz sich badet. Aber der Schlamme bleibt zurück.

Es ist alles so trostlos auf so einem Hof.

Manchmal springt eine Ratte erschrocken aus dem Schmutz der Aschengrube, jagt über den Hof, läßt die Kinder fäh aufschreien, und vertrieht sich in einem anderen schmutzigen Winkel.

Ratten sind in den Löchern sesshaft. So sehen die Höfe aus, die ich kenne.

Wie ein Bergwerk, denke ich zuweilen, wie ein Bergwerk. Nur, daß ein Bergwerk von oben nach unten gegraben worden ist. Aber aus beiden Höfen holt der Kapitalist die Schätze.

Aus dem Bergwerk die Kohlen, die die Heizen, daß die Maschinen laufen, und aus den Höfen die Menschen, die er an die Maschinen stellt.

(Aus der von Otto und Alice Mühle herausgegebenen vortrefflichen Erziehungsschrift „Das proletarische Kind“, Verlag: Am und Ufer, Dresden-Buchholz.)

Das Laufmädchen.

Von W. Dehmel.

Klein ist sie, blaß, mit edigen, unmaßstäblichen Gliedern, und verschüchtert wie kleiner, in die Fremde verschlagener Vogel, jüngste Arbeiterin der Fabrik.

Vor vier Wochen stand sie noch vor geschlossenen Türe des Lebens, des Lebens Großen, der Erwachsenen. Und bekommen hatte sie der Dinge, die da kommen sollten. Sie wußte zwar schon, daß hinter jener die Arbeit lauerte, um sie in ihren Lagen zu nehmen. Sie wußte, daß ihr Leben anders werden sollte; sie wußte, daß ihre Gen, im Kreise der Spielgefährten verbrachten Freistunden zusammenschrumpfen würden einige kurze Atempausen, abends vor dem Schlafengehen. Und doch. Sie fühlte ein so warmes Geborgenheit, einen vor sich selbst erschaunten Stolz bei dem Gedanken, daß sie nun aufgenommen werden sollte in die Schar der Erwachsenen. Denn Kindsein, das war doch, wenn sehr schön und vergnüglich, immer nur ein düsteres, ein Mitgeschleppwerden im der Erwachsenen.

Und nun sollte das anders werden! mehr Kind, nicht mehr nur geduldet sein! gereicht in die Schar derer, die da schaffen arbeiten und darum auch etwas gelten. wenn es doch nur erst so weit wäre, wenn für sich doch erst öffnete, wie wollte sie ihre Pflicht erfüllen. Ach, so viel tapferer, sagte sie. Und nun?

Längst ist das Erwarbete Wirklichkeit

worden. Doch ach, wie sehr wünschte sie jetzt, daß jene Tür verschlossen geblieben wäre. Schon der erste Schritt in das neue Reich war so ganz anders, als sie sich gedacht. Sie hatte nicht gewußt, daß es noch eine unbestimmte Stunde, zwischen Licht und Dunkel, zwischen Tag und Nacht liegend, gab, wie die, in der sie das erste Mal den Weg zur Fabrik ging. Und dann die trockenen Worte, die ihr sagten, was sie nun sollte; dann das Lachen und später die Schimpfworte, wenn sie nicht sofort begriff, was man von ihr wollte. Und überhaupt, ihre ganze Arbeit, die sie sich doch als ein Helfer, ein Mitschaffender vorgestellt hatte. Nun war es nichts weiter, als ein sinnverwirrendes Fördern von tausend Kleinigkeiten, ein ewiges Gängelwesen, obendrein noch harte, unfreund-

liche Worte und Spott und Gelächter, niemals auch nur die kleinste Spur von Anerkennung. Ach nein, sie wäre viel, viel lieber ein kleines, unbedeutendes Schulfädchen, ein Kind wie früher, nur fort, fort von diesen hartherzigen Feinrigern ihrer sehnsüchtigen Mädchenseele.

So geht sie denn dahin, morgens noch halb schlafend, abends zum Umsinken müde, in ihrem dünnen Fädchen und der vertragenen Strickjacke ihrer Mutter darüber, in deren herabgezogenen Ärmel sie die frierenden Hände versteckt. Und wenn die Eltern einmal fragen, wie es ihr denn nun gefalle, dann antwortet sie mit gedrückter Stimme, leise: „Ja, o ja, ganz gut.“ Aber des Nachts weint sie heimlich in ihre Kissen, weint um ihr verlorenes Kindheitsparadies, das nie, nie wiederkehrt.

ihre Ähnen hatten sterben müssen, um den Bauch seiner Ähnen zu füllen, und die „Regierung ihnen nun die Blutrache verbot. Selbst Homicide Kinder konnten das nicht vergessen; denn ihre Mutter hielt die Erinnerung daran bei ihnen lebendig.

Allmählich wurde sich Bayeye dieser Tatsache bewußt. Er merkte, daß er in Mekeo nur eben geduldet war. Mehr und mehr zog es ihn nach den heimatlichen Bergen, und die Verlassenheit und Einsamkeit seines täglichen Lebens vermehrten nur noch die Sehnsucht nach den nebelumbranten Gipfeln, die er täglich von ferne sah. In seinem Heimatdorf wäre er nun schon zum Manne geweiht; vielleicht hätte er sich schon das Recht erworben, das Zeichen des Mordes zu tragen. In dem kleinen Nehbeutel, der ihm von der Schulter hing, bewahrte er sorgfältig eine Handvoll Kaladufedern auf, aus denen sein Kopfpfand angefertigt werden sollte. Er wußte, so lange er in Karai blieb, würden sie nie ihren eigentlichen Zweck erfüllen; denn Mekeo hatte sich der geheimnisvollen Regierung ergeben, die fürchterlich aufregte und die Lebstote, die töteten — sie wegschleppte und nie wieder zurückbrachte.

Alles das wußte Fornier natürlich, und so wollte er den Jungen nicht gern zurücklassen, wo er allen möglichen Grausamkeiten ausgesetzt war, die seine Erbfeinde ausflügeln konnten. Konnte der Junge indessen mit uns gehen, so war die Frage gelöst; wir hätten für das Land von Oro-Lopitu einen Dolmetscher; und bei der Rückkehr wäre der Junge sicher ein gut Teil zufriedener.

Blutrache auf Neuguinea.*

Von Merlin Moore Taylor.

Wenn ein Eingeborener aus den Bergen erschlagen wird — es macht keinen Unterschied, ob in offenem Kampf oder aus heimlichem Hinterhalt — so folgt die Blutrache der Tat auf dem Fuß. Ein nicht gerächter Mord ist ein Flecken auf dem Stolz und der Ehre eines jeden Verwandten des Toten, und nur durch neues Blutvergießen kann er getilgt werden. Die Schande liegt nicht in dem Tod an sich, sondern darin, daß die Knochen des Toten, wenn sie sorgfältig abgelegt sind, den Vastardhunden vorgeworfen werden, die jedes Dorf unsicher machen.

Der wirkliche Täter ist nicht immer bekannt, aber über sein Dorf ist man nie im Zweifel. Während der Belagerung die Haut abgezogen wird und die Köpfe in einem Feuerloch erhitzen werden, schreien es Leute mit kräftigen Lungen vom Gipfel, auf dem das Dorf steht, aus, bis diese Kilometer im Umkreis weiter Freund noch Feind darüber im unklaren sind.

So lenken die Verwandten des Toten, durch viele Schreie aus empfindlichste gekränkt, die Blutrache gegen das Dorf des Täters und nicht gegen den Mann selbst. Wenn er oder jemand von seinen Verwandten für seine Tat mit dem Leben büßt, so jubeln die Rächer desto mehr, und umso mehr rufen deren Feinde: doch sonst genügt auch das Blut eines seiner Freunde.

Eine Blutrache führt unermüdlich zu einer andern — mit veräuschten Rollen — und so streng wird das Gesetz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ beobachtet, daß Heiden, die vor vielen Geschlechtern ihren Anfang nahmen, noch immer ausgetragen werden, obwohl der ursprüngliche Anlaß längst vergessen sein mag. Ferner ist der Mord auch untrennbar mit dem Blutsverwandtschaft verbunden, das einem Jüngling die Ehe untersagt, der nicht durch Vergießen von Menschenblut das Recht erworben hat, einen Heiratsvertrag auf dem Kopfe zu tragen. Wieder ist das Gesetz den Wilden weiten Spielraum. Ein erwachsener Mann, eine altersschwache Frau oder ein hilfloses Kind können in gleicher Weise das Opfer sein.

* Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus bringen wir eine Textprobe aus dem ersten erschienenen, spannend geschriebenen Werk: M. Taylor: Bei den Kannibalen von Papua. Ganzleinen 15 M. Eine fremde Welt ist es, in die uns Taylor führt, das nebelumhüllte Bergland im Innern von Britisch-Neuguinea, dem Papualand. Dort ist eine der wenigen Stellen der Erde, wo noch unberührter Kannibalismus herrscht, und so nimmt es nicht wunder, daß uns Taylor auf jeder Seite seines Werkes in Spannung hält.

Zahllose Dörfer sind infolge der Blutrache so gut wie ausgestorben; die Ueberlebenden sind von anderen Dörfern aufgenommen worden; ihre eigenen Hütten und Bambusumzäunungen sind verfallen und verfallen und wurden schließlich vom Dicksicht überwuchert. So erging es auch dem Dorf Oro-Lopitu, in dem Bayeye geboren war. Seine eigene Familie war infolge der Blutrache so dahingeschmolzen, daß er im Alter von 15 Jahren nur noch allein übrig war. Ohne Vater oder älteren Bruder, der ihn hätte anleiten und beraten und in die Pflichten eines Erwachsenen einweißen können, war er übel daran, als sein Dorf sich aus Menschenmangel auflöste.

Da war es natürlich, daß er an den einzigen Blutsverwandten dachte, von dem er etwas wußte — Fornier, den Dorfpolizisten in Karai im fernen Mekeolande. Denn Bayeyes Mutter war keine Frau aus den Bergen gewesen. Sein wilder Vater hatte sie bei einem Ueberfall fortgeschleppt, und sie hatte sich mit der Gleichgültigkeit einer Papuasfrau schicksals ergeben die Verbannung von ihrem eigenen Volke auf sich genommen, hatte die Gärten bebaut und dem, der sie geraubt, Kinder geschenkt. Fornier war ihr Bruder, und einmal hatte er eine Regierungstreife in die Berge begleitet, so seine Schwester wiedergefunden und so auch Bayeye zum ersten Mal gesehen.

Verwaist und gezwungen, selbst sein Schicksal in die Hand zu nehmen, hatte sich Bayeye auf den Weg über die Berge nach Karai gemacht. Klingsitlich mied er alle Dörfer, versteckte sich im Busch, wenn er jemand kommen sah, und lebte nur von den paar Jamswurzeln und Bataten, die er mitgenommen hatte oder aus den Gärten stahl, deren Besitzer abwesend waren. So hatte er das zivilisierte Mekeolande sicher erreicht und erfragte sich den Weg zum Dorfe seines Onkels, indem er ganz einfach zu jedem, den er traf, „Karai“ sagte und der Richtung folgte, die ihm gewiesen wurde.

Fornier nahm Bayeye freundlich auf; denn das Blut seiner Mutter gab ihm nach den allgemeinen unter den Wilden auf Neuguinea geltenden Gesetz Anrecht auf einen Teil von seines Onkels Besitz. Aber die Anaben und Mädchen Mekeos und Bayeye blieben einander fremd. Er verstand ihre Sprache nicht und sie verstanden nicht die seinige, und zwischen sie schob sich eine — unsichtbare, aber darum nicht minder mächtige — Schranke, der Haß der Stämme, der daher rührte, daß in längst verklungenen Tagen

** Ein junger Bergpapua, Begleiter der Expedition.

Das Unausgesprochene.

Von Frank Crane (New York). Uebersetzung von Max Habel.

Es gibt Gedanken, die von den Menschen nicht niedergeschrieben werden und die sie verbergen, als ob sie sich ihrer schämen müßten. Jeder Dichter und Schriftsteller hat Sehnsüchte und Ideen, von denen er nicht berichtet, Besorgungen, die er nicht ausdrückt, Hoffnungen, die er nicht äußert. Wenn seine schweigende Seele Stimme würde, welsch ein Buch gäbe das!

Die Welt ist voll großer Verschweigungen. Es gibt eine dunkle Mondeshälfte, die unbeleuchtet und also unsichtbar ist.

Da sind die dichtgefügten Geheimnisse der Sterne. Wir empfangen von ihnen nichts weiter als winzige Lichtfunken. Was geht auf jenen Wellen vor, von denen viele über die Erde hinaus gewaltig sind? Wir und das Sternenvolk bestaunen einander, ewig stumm.

Dein Hund sieht dich nicht so forschenden Augen an. Wie gerne möchte er erfassen, was du denkst, was du meinst! Und er und das ganze Tierreich sind uns ein dunkler Abgrund. Was denken die Bienen und Vögel?

Unter der spiegelnden Fläche des Ozeans lebt ein reicheres Leben als in der Luft. Und zwischen ihm und uns ist eine geschlossene Tür. Alles, was dort unten geschieht, ist undurchdringliches Geheimnis.

Wir Menschen sind einer dem anderen Rätsel. Und selbst im Beichtstuhl der Liebe wird ein Unausgesprochenes zurückgehalten.

Da sind Dinge, die du noch keiner Menschenseele anvertraut hast. Eingebungen, die dein innerstes Ich dir zuflüstert, beörende Impulse, die du sogleich verdrängt hast. Ja, du weigerst dich sogar, dir selbst einzugestehen, daß du sie gehabt hast.

Welch verbrecherische Kräfte, welsch' lodere Anarchien, welsch' wilde Rufe sind da, sie alle niedergeschlagen von den Ketten der Seele!

Zwei, die lange Jahre Seite an Seite gelebt haben, hielten gespenstische bleiche Gesangene

der Erinnerung in ihren Herzen verborgen und in den Verliesen des Geistes eingesperrt, Gefangene, die wie aus vergitterten Fenstern hervorgucken, in Träumen oder trübsinnigen Augenblicken, und die mit den Zweien sterben.

Wir kennen nur die Oberfläche der Seelen, nur die Symbole der Dinge. Keiner von uns wohnt je der Vermählung des Wasserstoffes mit dem Sauerstoff oder der Geburt des Gewissens bei, keiner sah je den Tanz der Atome. Die bedeutenden Geschehnisse der Welt vollziehen sich hinter Schleiern.

Est-ce la vie d'une femme ne raconte?" fragte Sainte-Beuve. „Kann man das Leben einer Frau erzählen?"

Urteilen wir den andern nicht ab! Vermeiden wir strenge und harte Einschätzung! Denn wir wissen wenig von dem, was in den Tiefen der Seele geschieht.

Der Zwergclown.

Von Hans Besemann.

Jeden Abend tritt er in dem Steth „Spuk in der Badstube“ auf. Seine Rolle besteht darin, daß er sich zu einem Paket zusammenkniet, mit dem dann zwei „Riesen“ Handball spielen.

Zu komisch sieht das aus! Das Publikum wälzt sich jedesmal vor Lachen, wenn er wie auf dem Kaspertheater herumgewirbelt wird, daß seine dünnen Beine fliegen, und wenn er dabei gar einmal auf den Boden fällt und die Riesen ihn als lebendigen Fußball rumkugeln, dann droht der große Saal von heisterer Heiterkeit.

Eines Abends aber fällt er sehr heftig; er hat es wohl gemerkt, der eine Riese hat ihn absichtlich so gestoßen. Und als er zornig sich aufrappeln will, tritt ihn der Riese vor den Hintern wieder und wieder, daß er wie ein Bündel Lumpen durch die Luft fliegt. Der kleine schreit vor Wut und Schmerz. Er sucht mit den lächerlich kleinen Fäusten, die Tränen laufen über das geleierte Gesicht — er will kraken und beißen, wie eine gemarterte Katze. Und der große Stiefel des Riesen tritt ihn nieder und das Publikum schreit und kreischt vor Lachen, bis der Vorhang fällt.

Da steht mit einem Male die komische kleine Figur vor dem Vorhange und droht mit den Fingern, streckt die Zunge raus in ohnmächtiger Wut und kreischt mit hoher Pfiststimm Schimpfworte. Da langt aber schon eine Riesenhand durch den Spalt, packt ihn am Genick, schleudert ihn wie zum Hohne hin und her und läßt ihn dann verschwinden.

„Mensch, ich lach mir tot, morgen Abend komme ich wieder.“ sagt der dicke Herr in der ersten Parkettreihe zu seiner Dame. Die aber lächelt verstoßen dem netten jungen Mann zu, der sie den ganzen Abend fixiert hat.

Merlei.

Mesentiere der Urzeit. Vor einigen Wochen entdeckte eine amerikanische wissenschaftliche Expedition in der Mongolei Eier von Dinosauriern, woraus hervorging, daß diese antediluvianischen Tiere keine lebendigen Jungen zur Welt brachten, sondern Eier legten. Aus London kommt nunmehr die Nachricht, daß die von Professor Culler, dem Leiter des Britischen Museums, unternommene Expedition bei Tentagura, in der Gegend des Tanganika-Sees, Skelette von Dinosauriern und Gigantosauirern entdeckt hat, die nach den Berechnungen der Gelehrten viele Millionen Jahre alt sein sollen. Professor Culler sieht in dem Gigantosauirer das größte antediluvianische Tier, das bis jetzt

entdeckt worden ist. Es ist zweimal so lang wie der Diplodocus, dessen Länge sich über 25 Meter belief.

Weiteres.

In Oberbayern begegnen zwei Holzer einem Fremden — natürlich einem Preußen. Der Mann trägt ein Sportband mit Schillerfragen. Als die verblüffende Erscheinung entwandelt ist, bleiben die Gebirgler stehen und schauen erst ihm tiefsinnig nach, dann sich bedeutungsschwer an. Endlich der eine: „Jeh' da schau her, Birgl — dees waar a ganz a komod's Kropfhemmad!“

Man erzählt sich . . . „Ist es wahr, Jakob, daß der Jsaak in Dresden 800.000 Mark gewonnen hat?“ — „Das kann schon stimmen, aber 1. war es nicht in Dresden, 2. waren es nicht 800.000 Mark, sondern 8000, und 3. hat er sie nicht gewonnen, sondern verloren!“

Anschauungsunterricht. „Nun, liebe Kinder, werde ich euch erklären, wie ein Kamel aussieht, aber ihr müßt sehr genau aufpassen und kein Auge von mir wenden, sonst könnt ihr euch keine richtige Vorstellung davon machen.“

Der Unterschied. „Vater, was ist eigentlich der Unterschied zwischen Halsstarrigkeit und Schlossenheit?“ — „Das ist einfach eine Frage der Geschlechter, mein Sohn.“

Anschauungsunterricht. Die Lehrerin den Kindern der untersten Klasse eine anschauliche Erklärung des Wortes „langsam“ geben geht daher mit ganz gemessenen Schritten ihnen auf und ab. Als sie dann die Klasse wie sie denn gegangen sei, ruft ein Junge der letzten Bank: „O-beinig, Freilein.“

Der Kunde. „Sagen Sie mal, Frau, warum hat denn der Kunde, den Sie eben dient haben, nichts gekauft? Er war doch nett und liebenswürdig?“ fragt der aufmerksame Geschäftsinhaber die junge Verkäuferin. „Wollte er denn?“ — „Nicht, heut' abend 8 Uhr.“ antwortete sie errötend.

Ein ganz Geschickter. Klein-Peter ist ersteinmal bei seinem Onkel auf dem Lande. nächsten Morgen ist große Aufregung, die ist gestohlen worden. „Au, Onkelchen,“ Peter, „da freu ich mich, der Dieb ist mir reingefallen!“ — „Wieso denn, Junge?“ „Na, gestern abend hat doch die Riehe noch ganze Milch aus der Kuh abgelassen.“

Kätsel-Edel.

Kreuzworträtsel.

Von Jul. Salamon.



Wespa. 24. Alte Sagenammlung. 25. Schreibweise für Ammoniak. 26. U. f. m. Französisch Gold. 28. Ungeziefer. 29. Name. 30. Ausruf. 31. Bayerischer Ausruf für Knabe. 32. Chem. Schreibweise für 33. Lat. Göttin. 34. Wb. für einen Herr. 35. Humorschriftsteller. 36. Franke. Mensch. Ausscheidungsprodukt. 38. Chem. Schreibweise für Nidel. 39. Böhm. Er. 40. Vollbrachte. 41. Spielkarte. — Senkrechte. 6. Männl. Name. 15. Steinkohlenpflanze. 24. Treffpunkt zweier Seiten. 33. Spuk. zwei. 42. Bahnpost. 43. Stadt in Rußland. 44. Waldvogel. 45. Artikel. 46. ment. 47. Ägypt. Vogel. 48. Wb. für europ. Republik. 49. Märchengestalt. Lat. Erz. 51. Ital. mus. Note. 52. Wb. Gestalt. 53. Ital. mus. Note. 54. Kopfbedeckung. 55. Einschnitt. 56. Farbe. 57. Halbedelstein. 58. Artikel. 59. Vornwort. 60. Trefpunkt. Deutscher Fluß. 62. Lat. Isidor. 63. Name.

Die senkrechten Reihen 1 und 64 enthalten zwei wichtige Ereignisse der Außenpolitik der jüngsten Zeit.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Wagrecht: 1. Karat. 4. Tabes. 7. pareille. 10. Nas. 11. Aslago. 13. Roter. St. Louis. 15. Anemone. 18. Baku. 21. (Kaschan). 22. Jaz. 25. Algan. 27. 29. Ek. 30. Dec. 32. Leo. 33. Nas. 35. Ob. 37. Dom. 39. Gent. 41. Eins. 42. 44. Rum. 45. Reival. 47. Kasif. 49. 51. Korjo. 52. Vienne. 53. Erker. 55. mos. 56. Fee. 57. Radfahren. — Senkrechte. 2. Ararat. 3. Trogan. 4. Tasse. 5. 6. Grado. 8. Rogi. 9. Laon. 12. Dafa. 13. rat. 16. Sanf. 17. Effe. 18. Bad. 19. 20. Ulf. 22. Tre. 23. Anode. 24. Bahn. 26. 28. Elbe. 31. Command. 34. Regir. 38. 49. New York. 43. Dallbor. 46. Effe. 54. Riff. 55. Sieh.